

Swiss geht härter gegen aufsässige Passagiere vor

Die Zahl der Konflikte mit Fluggästen ist stark gestiegen. Die Airline schaltet auch schneller die Polizei ein.

Birgit Voigt, Markus Städeli

In der Schweiz beheimatete Fluggesellschaften verzeichnen deutlich mehr Zwischenfälle mit sogenannten renitenten Passagieren. Im Jahr 2016 meldeten die Airlines dem Bundesamt für Zivilluftfahrt zwei Vorfälle mit aufsässigen Fluggästen pro Tag. Das sind 18 Prozent mehr als im Vorjahr. Das Passagieraufkommen nahm bei der Swiss, der mit Abstand wichtigsten Airline der Schweiz, dagegen im gleichen Zeitraum lediglich um 1,3 Prozent zu.

Dass man inzwischen sehr schnell als renitent eingestuft werden kann, musste kürzlich eine Vielfliegerin erfahren, die in einer Swiss-Maschine abends von Zürich nach London reiste. Als sie fragte, ob es wohl noch einen freien Platz beim Gang gebe, eskalierte die Situation derart, dass sie bei der Ankunft von der Polizei am Gate abgeholt wurde.

Die Frau macht nun geltend, sie sei öffentlich gedemütigt worden und habe gesundheitliche Probleme erlitten. Sie will gegen die Swiss klagen. Die Airline nimmt keine Stellung zum konkreten Fall. Eine Sprecherin sagt: «Für die Swiss hat die Sicherheit

an Bord höchste Priorität. Eine Gefährdung des Luftverkehrs muss unter allen Umständen verhindert werden.» Die Swiss trainiert und sensibilisiert daher das Personal vermehrt darauf, auffällige Passagiere bereits am Boden zu identifizieren.

Die Swiss folgt auch in der Luft einem genauen Protokoll, wann die Polizei eingeschaltet werden muss, etwa um die Personalien eines störenden Passagiers aufzunehmen. Der internationale Verband der Fluggesellschaften IATA hat 2014 neue Regeln empfohlen, um mit schwierigen, auch alkoholisierten Passagieren fertigzuwerden. Rund 1000 Zwischenfälle mit Gästen meldeten die IATA-Mitglieder für 2015, eine Zunahme von 16,5 Prozent.

Dass es vermehrt zu Entgleisungen kommt, hat nachvollziehbare Gründe. «Wir haben wirklich volle Flugzeuge, und der Dichtestress nimmt auf allen Seiten zu», sagt Denny Manimanakis, Maître de Cabine bei Swiss und Präsident der Gewerkschaft des Kabinenpersonals. Tatsächlich haben weltweit die meisten Airlines in der Economy-Klasse den Platz pro Passagier deutlich reduziert. Zudem ist die Auslastung stark gestiegen. Bei der Swiss waren im letzten Monat die Flüge im Durchschnitt zu 83 Prozent voll.

Seite 21

«Dunkirk» Der Film des Jahres



Fast 400 000 alliierte Soldaten waren im Mai 1940 am Strand von Dunkirk in Nordfrankreich von den Nazis eingekesselt. Da ordnete Winston Churchill eine Evakuierungsaktion

an, die über 330 000 von ihnen das Leben rettete. Nun hat Starregisseur Christopher Nolan darüber einen atemberaubenden Film gedreht. «Dunkirk» katapultiert den Zuschauer

mittens ins Geschehen. Im Interview erklärt Nolan, dessen Grossvater im Zweiten Weltkrieg ums Leben kam, es sei der härteste Dreh seiner Karriere gewesen. (c.j.) Seite 49

Einbürgerung: Neuer Rekord in Sicht

Der Fall Yilmaz bewegt die Schweiz. Derweil steigt die Zahl der Gesuche, weil 2018 das Gesetz verschärft wird. **Daniel Meier, Anja Burri**

Bis zur Jahresmitte liessen sich in der Schweiz 20 851 Personen einbürgern. Das sind 7 Prozent mehr als im ersten Halbjahr 2016. Hält der Trend an, sind es Ende Jahr über 46 000. Einiges deutet darauf hin, dass sich der Zuwachs sogar noch verstärkt. Der bisherige Rekordwert von 2006 steht bei 47 607 Einbürgerungen. Grund für den Anstieg ist die bevorstehende Gesetzesänderung: Ab 2018 wird eine Niederlassungsbewilligung C verlangt. «Der Effekt wird zusätzlich verstärkt, weil es linke Kreise nötig fanden, alle Ausländer dazu aufzurufen, noch rasch ein Gesuch einzureichen», kritisiert FDP-Ständerat Philipp Müller. Gemeint sind Politiker wie die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch, die entsprechende Briefe an Ausländer verschickt hat. Müller ärgert sich: «Eine unnötige Aktion: Wer nicht selber auf diese Idee gekommen ist, scheint nicht besonders motiviert zu sein, Schweizer zu werden.»

Seite 16

Invasiver Fisch bedroht Forellen

Die invasive Schwarzmeergrundel breitet sich in der Schweiz vom Rhein her immer weiter aus. Inzwischen haben die aus der Region des Schwarzen Meeres eingeschleppten Fische das Kraftwerk Rheinfelden (AG) erreicht. Sie drängen Fischarten wie Groppe, Forelle oder Äsche aus ihrem Lebensraum und fressen deren Eier. Das zuständige Amt in Basel spricht von einer «existenziellen Gefahr» für einheimische Fische. Eine Lösung des Problems könnte in der radikalen Abfischung des unerwünschten Eindringlings bestehen, denn die Grundeln lassen sich essen – als Fischknusperli oder Suppenfisch. (z.zs.)

Seite 14

Bund schönt die Recyclingquote

Eine ETH-Studie zeigt, dass die Zahlen des Bundesamts für Umwelt viel zu hoch sind. **Franziska Pfister**

Die Schweizer sind Weltmeister im Sammeln von Glas, Papier und Aluminium. Doch eine Untersuchung der ETH Zürich zeigt, dass Sammeln nicht auch Wiederverwerten heisst. «Bei der Mehrheit

der untersuchten Wertstoffe liegt die Recyclingrate substanzial unter den offiziellen Zahlen des Bundes», schreibt die Umweltingenieurin Melanie Haupt in ihrer Doktorarbeit. Die Abfallstatistik des Bundes stütze sich mehrheitlich auf Sammelquoten ab. Doch diese sagten nichts darüber aus, wie gut das Recyclingsystem tatsächlich funktioniere. Gemäss der Studie landen zwar

gut vier Fünftel des Papiers in der Altpapiersammlung, aber nur drei Fünftel werden zu Papier oder zu verwandten Produkten verarbeitet. Ein Teil ist gar nicht rezyklierbar.

Entgegen der öffentlichen Meinung sei es aus ökologischer Sicht nicht immer erstrebenswert, möglichst viel zu sammeln, sagt Haupt. Recycling sei weniger effizient, wenn Leergut verunreinigt,

schlecht getrennt sei oder sich nicht zu hochwertigen Produkten weiterverarbeiten lasse.

Die ETH-Studie veranlasste mehrere Recyclingverbände, ihre Messmethoden zu verfeinern. Und das Bundesamt für Umwelt rechtfertigte sich auf einem Merkblatt: Die Recyclingquoten der ETH bezögen das gesamte verbrauchte Aluminium und Glas mit ein, während sich die eigene

Statistik auf Getränkeverpackungen beschränke.

«Die Lehre aus unserer Studie ist: Wir brauchen Standards, um zu messen, wie effizient Recycling ist», sagt Haupt. Nur wenn alle Schritte – von der Sammlung bis zur Herstellung neuer Produkte – betrachtet werden, könne das Rezyklieren optimiert werden.

Seite 23

International

Genug von Touristen

Topstädte wie Paris oder Barcelona leiden unter den Massen an Gästen mit Selfie-Sticks und Rollkoffern. **Seite 5**



Sport

Froome vor dem vierten Tour-Sieg

Die letzte Etappe ist Formsache – Chris Froome fährt heute im Maillot jaune auf die Champs-Élysées. **Seite 38**

Gesellschaft

Heiraten in Afghanistan

Die Afghanen haben spezielle Bräuche, auch bei Hochzeiten. Zum Beispiel: Wo bleibt die Braut? **Gesellschaft**



Sport

YB schlägt den Meister

Überraschung zum Auftakt der Fussballmeisterschaft: Die Young Boys gewinnen 2:0 gegen Basel. **Seite 39**



Der Kampf um das Plastic

Kunststoff zu sammeln, ist lukrativ. Doch dient es mehr dem Gewissen als der Umwelt. **Von Franziska Pfister**

Die Schweiz häuft einen Müllberg von 300 000 Tonnen Kunststoff-Verpackungen an – jedes Jahr. Die Lebensmittelindustrie liebt diese Gebinde, weil sie leicht, hygienisch und billig sind. Vielen Konsumenten ist aber unwohl dabei, so viel wegzuerwerfen. Als KMU begannen, Kunststoff bei den Haushalten abzuholen, fand das rasch Zuspruch. Dann zogen Gemeinden und Detailhändler nach, so dass sich heute zehn verschiedene Akteure um Verpackungsmüll balgen. «Viele der Sammel-Systeme stehen in Konkurrenz zueinander, weil die Kunststoffmenge nicht gross genug ist, um alle auszulasten», schreibt die Hochschule Rapperswil in einer neuen Studie.

Die Sammlerei ist zwar gut fürs Gewissen, der Umwelt dient sie aber wenig. Der ökologische Nutzen ist wesentlich geringer als bei Glas, Papier oder PET. «Die Leute denken, sie tun etwas Gutes, wenn sie allen Kunststoff sammeln, aber der Beitrag zum ökologischen Fussabdruck ist minimal. Besser wäre, sie würden auf einen Städteflug im Jahr verzichten», sagt Melanie Haupt, Doktorandin für Umweltengineering an der ETH Zürich. Sie war als Gutachterin an der Studie beteiligt.

Das Problem ist, dass Plastic nicht gleich Plastic ist. Die Folie auf einer Fleischverpackung besteht aus einem halben Dutzend hauchdünner, aufeinandergeschweisster Kunststoffarten. Die lassen sich nicht trennen und können folglich nicht recycelt werden. So bleibt nur das Verbrennen im Zementwerk oder in der Kehrichtverbrennungsanlage (KVA). Je nach Sammelsystem landet dort ein Drittel bis die Hälfte der Gebinde.



Im Sortierzentrum von Müller Recycling können Getränkeflaschen aus PET wie auch andere Plasticflaschen maschinell sortiert werden. (Frauenfeld, 26. Mai 2015)

Begehrter Verpackungs Müll

Nicht viel besser sieht es bei dem Teil aus, der zu neuem Plastic verarbeitet wird. Sind die Verpackungen zu stark verschmutzt oder ungenügend getrennt, lassen sich daraus nur Verlegenheitsprodukte fertigen, die man ebenso gut aus Holz oder Beton machen könnte. Die Studie spricht von keinem nennenswerten ökologischen Vorteil, die Sammlung koste aber im Schnitt 500 Fr. je Tonne Plastic.

Verpackungen im Supermarkt in eine Tonne kippen oder an der Haustür abholen lassen, ist für Konsumenten bequem. Doch ihr Leerzug hat durchaus einen Wert für den, der es erhält. Wandert Plastic vermehrt ins Recycling, sinkt die Abfallmenge, und dem Verbraucher drohen höhere Sackgebühren. Denn Verpackungen sind leicht, aber sperrig, sie füllen den Kehrichtsack zügig. Doch KVA kaufen schon heute Abfall im Ausland dazu, um ihre Anlagen voll zu bekommen.

Für Detailhändler rechnet sich das Sammeln, weil sie ihre Lastwagen auf der Rückfahrt zur Verteilzentrale mit dem Leertgut beladen. Coop und Migros nehmen Milchflaschen aus PE, Shampoo- und Waschmittelflaschen zurück. Schon so sei die Logistik

30 km

Der potenzielle ökologische Nutzen neuer Kunststoffsammlungen entspricht einer Autofahrt von 30 km pro Person und Jahr.

stark ausgelastet, würden auch noch kartonierte Milchverpackungen angenommen, könnte das System kippen, sagen beide Unternehmen. Aldi nimmt jeglichen Plastic an und erhält eine viel grössere Menge als erwartet. Zwei Drittel davon stamme von Gebinden der Konkurrenz, sagt ein Sprecher. Aldis Sammlung scheidet in Sachen Ökobilanz überdurchschnittlich gut ab.

Was die Händler sammeln, entgeht KVA und Zementindustrie. «Da tobt ein Kampf um das Plastic», sagt Georges Spicher, Direktor von Cemuisse, dem Verband der Schweizerischen Zementindustrie. Die Branche möchte gern mehr Plastic verfeuern. Denn der ist günstig und liefert ihr traditionell knapp ein Fünftel des Brennstoffs. Mit jeder Tonne verfeuerten Kunststoffes wurde rund eine Tonne Kohle eingespart, sagt Spicher. Das verbessere auch die Schweizer CO₂-Bilanz, weil weniger Kohle importiert werden müsse.

Frachtleute sagen: Wenn schon verbrennen, dann besser im Zementwerk. Die KVA gewinnen zwar Energie in Form von Strom und Wärme zurück, doch viele Schweizer Anlagen sind verglichen mit dem Ausland veraltet und weniger leistungsfähig. Beim Verfeuern blei-

Die Sammlung von Kunststoff ist gut fürs Gewissen. Der ökologische Nutzen ist aber wesentlich tiefer als bei Glas oder Papier.

heute wäre es sinnvoller, bloss 40 000 Tonnen «guten» Plastic und Getränkekartons zurückzunehmen, die sich in Qualitätsprodukten umarbeiten lassen. Der Rest könne von der Zementbranche auf eigene Kosten gesammelt und energetisch genutzt werden, sagt er.

Plastic ist zu billig

Die Recycler sondieren untereinander offenbar bereits, ob Sammlungen zusammengelegt werden können. Spruchreif ist noch nichts, aber diskutiert wird, die Logistik der PET-Sammelorganisation für gemischte Kunststoff mitzubenutzen. Die Firma Müller Recycling betreibt in Frauenfeld bereits eine Anlage, die völlig unterschiedliche Plasticarten maschinell sortieren kann. Um das Abfallproblem zu lösen, müsste die Industrie mehr Gebinde aus Bioplastic oder Papier verwenden. Bis jetzt sperrt sie sich dagegen, wie ein mittelgrosses Schweizer Unternehmen erfahren hat. 2012 lancierte der Betrieb eine papierbasierte Verpackung und registrierte reges Interesse der Lebensmittelbranche. Bloss Bestellungen gingen kaum ein, weil Plastic demassen billig ist. Inzwischen hat die Firma das Produkt vom Markt genommen.

ben Schlacken zurück, die deponiert werden müssen. Im Zementofen entfällt das, dort entsteht ein vielseitig einsetzbarer Baustoff.

Recycling-Branche und Handel streiten darüber, was gesammelt werden sollte. Unstritten sind vor allem Tetrapaks. Gerade für die Grossverteiler geht es auch ums Ansehen in der Öffentlichkeit – und die Leute wollen partout sammeln. Der Dachverband Swiss Recycling plädiert dafür, das auf Sorten zu beschränken, die mindestens zu 70% in neue Produkten umgearbeitet werden können.

Aus ökonomischer Sicht ist klar, dass nicht alle Anbieter weitermachen können. Studienautor Fredy Dinkel rät, Plastic fortan in einem nationalen oder wenigen regionalen Systemen zu sammeln. Statt 110 000 Tonnen wie

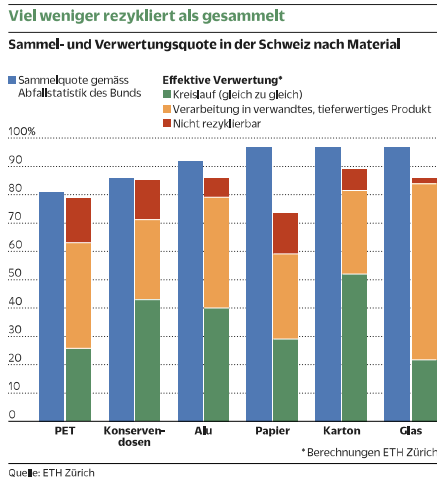
Überschätzte Wiederverwertung

Sammeln ist noch kein Recycling

Ihr Name lässt gestandene Lobbyisten erzittern: Die Umweltgenieurin Melanie Haupt hat mit ihrer Doktorarbeit an der ETH Zürich die Schweizer Recyclinglandschaft aufgeschreckt. «Bei der Mehrheit der untersuchten Wertstoffe liegt die Recyclingrate substantiell unter den offiziellen Zahlen des Bundes», hält sie in ihrer vom Nationalfonds finanzierten Untersuchung fest.

Über zwei Jahre sammelte Haupt Daten zu den Materialflüssen von Glas, Dosen oder Alu und arbeitete heraus, welche Teile für gleichwertige Produkte genutzt werden, welche man zu schlechteren Produkten verarbeitet und welche ganz verloren gehen. So wird nur 60% des gesamten Papiers wirklich recycelt (siehe Grafik).

Unterschätzt werde gemeinhin, wie viele Wertstoffe in Kehrichtverbrennungsanlagen (KVA) wandern, weil Privathaushalte sie in den Abfall werfen, statt zu sammeln. Gross



sind die Abweichungen vor allem bei Papier und Glas. Private Haushalte entsorgen gemäss Abfallstatistik pro Jahr 14 000 t Glas im Hauskehr. Stichproben hätten indes gezeigt, dass in Wirklichkeit sogar 60 000 t Glas im Abfallsack landen, schreibt Haupt.

Die Umweltgenieurin kritisiert, dass sich die Abfallstatistik des Bundes mehrheitlich auf Sammelquoten stützt. Doch diese sagen nichts darüber aus, wie gut das Recyclingsystem funktioniert. «Politische Entscheidungen werden dadurch auf der Basis potenziell ungenügender Informationen über das System gefällt», heisst es in der Studie. Zudem bleibe im Dunkeln, wie viel sekundäres Material durch die Aufarbeitung entstehe, aber auch, wo und wie dieses genutzt werde.

Wacklig ist die Sammelquote speziell bei Konservendosen: Die Abfallstatistik beziffert diese seit Jahren mit rund 85%. Es handelt

sich dabei um eine Schätzung der Igora-Genossenschaft für Aluminiumrecycling aufgrund von «Erfahrungswerten und Rückfragen bei Stakeholdern», wie Vizegeschäftsführer Daniel Frischknecht sagt. Die Quote basiere auf der Zahl gesammelter Büchsen im Verhältnis zur verkauften Menge.

Nachdem die ETH-Studie im Oktober 2016 erschienen war, verfeinerten mehrere Recyclingverbände ihre Methodik. Und das Bafu verfasste zur Rechtfertigung eigens ein Merkblatt: Die Recyclingquoten der ETH fussten auf dem gesamten verbrauchten Aluminium und Glas, während sich jene des Bundesamts für Umwelt auf Getränkeverpackungen beschränkten.

Nirgends auf der Welt sammeln Konsumenten mehr Wertstoffe. Doch spielt nicht nur die Menge, sondern auch die Qualität der retournierten Materialien eine wichtige Rolle. «Entgegen der öffentlichen Meinung ist es

aus ökologischer Sicht nicht immer erstrebenswert, möglichst viel zu sammeln», sagt Haupt. Recycling sei weniger effizient, wenn Leertgut verunreinigt, schlecht getrennt sei oder sich nicht zu hochwertigen Produkten weiterverarbeiten lasse. Statt noch mehr Stoffe zu sammeln, sollten die Schweizer lieber den Hauskehrtrichter stärker trennen, sagt sie.

Untersuchungen hätten gezeigt, dass ein Abfallsack im Schnitt ein Drittel organische Abfälle enthalte. «Biogenes Material gehört nicht in die KVA: Es brennt nicht gut und man zieht kaum Energie und keine Nährstoffe raus.» Kommen wie die Stadt Zürich hollowen Speisereste und Grüngut in separaten Tonnen ab, andere (wie die Stadt Basel) stellen Bioabfälle in den Quartieren auf. Die Biomasse wird dann vergärt oder kompostiert. Hier sieht die Fachfrau grosses Potenzial.

Franziska Pfister